

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 21

Artikel: Um ein altes Erbe [Fortsetzung]
Autor: Schrill, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926189>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Unterhaltung

Um ein altes Erbe.

Erzählung von Ernst Schriß.
(Fortsetzung.)

IV.

Einige Wochen waren ins Land gezogen. Herr Töpfer hatte sich die leerstehende Villa eines Arztes, der vor einem Jahr schon die Gegend verlassen hatte, gekauft und war eifrig beschäftigt, Haus und Garten in Stand zu setzen. Das war so recht eine Lieblingsarbeit für ihn: im Garten selbst etwas Hand anlegen zu können und allerlei Verbesserungen sich auszudenken. Eigentlich wäre er ganz glücklich gewesen, wenn nur die Töpfer-Bekkerische Erbschaft nicht gewesen wäre. Das war der Bann, der auf seinem Gemüt lastete und auch der Grund, warum Fräulein Hilda immer noch nicht ihre alte Fröhlichkeit hatte wieder gewinnen können.

Man hatte einige Bekanntschaften gemacht, aber die besseren Familien des Städtchens hielten sich noch etwas zurück. Der drohende Prozeß und damit der Verlust des Vermögens für die Stadt war das Gespenst, das zwischen die sonst gutmütigen Leutchen getreten war. Besonders eine der wohlhabendsten Familien, die Möllenbruchs, war gegen den Fremdling eingenommen. Hatte doch gerade der alte Möllenbruch als Beigeordneter des Bürgermeisters diese Stiftung zu verwalten und oft genug Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wie viel armen Leuten mit diesen Zinsen war geholfen worden. Sollte nun diese seine liebste Arbeit, die er ohne Entgelt schon seit über dreißig Jahren getrieben hatte, ihm entrissen werden, um einen einzigen, schon reichen Mann nur noch reicher zu machen? Frau und Tochter trösteten ihn wohl, daß Gott schon für alles sorgen würde, aber der Alte gab sich nicht zufrieden. Er magerte schließlich ab, schlief schlecht, und es schien, als koste ihn diese Prozeßangelegenheit Gesundheit und Leben.

Auch wenn seine Kollegen ihn auslachten und ihm sagten, der alte Töpfer habe sehr geringe Aussichten, sein Erbrecht nachzuweisen, wollte er ihnen nicht glauben.

Da entschloß sich sein Sohn, der junge Stadtbaumeister Möllenbruch, die Sache energisch in die Hand zu nehmen. Er wollte Töpfer einen Besuch machen und ihm zureden, den Prozeß fallen zu lassen. Hatte er doch damals im

„Goldenem Löwen“ im Scherz den ersten Anstoß zu der bösen Angelegenheit gegeben; wie sollte er sie nicht beseitigen helfen, wenn sein Vater so drunter litt!

Klopfernden Herzens schritt er hinaus zur Villa, an der noch die Handwerker auswendig beschäftigt waren. Da niemand ihn im Flur empfing, klopfte er an die erste beste Türe und trat auf das „Herein“, das ihm eine angenehme Stimme zugeworfen hatte, in ein großes Gemach zu ebener Erde ein.

Vom hellen Sonnenlicht, das durch die großen Fenster voll hereinbrach, umfloßen, stand ein reizendes Mädchen in einfaches Hauskleid vor ihm. Leicht gewelltes, braunes Haar umgab ein anmutig gesformtes Gesicht mit großen, tiefblauen Augen unter langen Wimpern, einem zierlichen Näschen und einem kleinen, ausdrucksvollen Mund, der eben fast trozig aufgeworfen war. So hübsch war ihm Fräulein Töpfer von weitem und im Hut, wie er sie in der Kirche nur gesehen, nie erschienen. Wie der Blitz tauchten ganz neue Gefühle in ihm auf und erregten sein Gemüt, so daß er einen Augenblick sein Gegenüber wortlos anstarre.

Doch dann bezwang er die unartigen Gedanken zum Schweigen und stellte sich der Dame vor.

Man setzte sich auf die guten, olivenfarbenen Plüschsessel — wahre Meisterstücke der gerühmten Berliner Möbeltischlerei! dachte der junge Mann wieder — und Fräulein Hilde bedauerte, daß der Vater eben nicht zu Hause sei, doch erwarte sie ihn jeden Augenblick. Im Handumdrehen hatte Möllenbruch zu dem reizenden und verständigen Wesen Vertrauen gewonnen und beichtete ihr, weshalb er gekommen sei.

Zu seiner größten Verwunderung brach das Mädchen in Tränen aus und sagte:

„Das ist ja mein Unglück, seit wir hier sind! Tag für Tag ist zwischen Papa und mir die Rede von dieser unseligen Erbschaft und es ist mir unbegreiflich, wie er, der es doch wirklich nicht nötig hat, so vielen armen Leuten dieses Geld abnehmen will.“

Möllenbruch war überglücklich. So hatte er ja eine treffliche Bundesgenossin und daher schilderte er ihr seines Vaters Zustand mit solcher Wärme, daß sie heimlich sich sagen mußte: Das ist mal ein guter Sohn! Ahnte sie doch nicht, wie in diesem Augenblick ihr Wesen ihn zu solcher Lebhaftigkeit hinriß. Er hätte tagelang fortreden können, wenn sie nur so hätte vor ihm sitzen und ihn mit den tiefen Kinderaugen so anschauen wollen.

Endlich — der Vater kam und kam nicht — machten die beiden jungen Leute feierlich ab, sich darauf die Hand zu reichen — (das geschah auch und ihre Hand wurde einen Moment festgehalten, bis sie dieselbe errötend zurückzog!), gemeinsame Anstrengungen zu machen, um Herrn Töpfer zu dem Verzicht auf den doch immer noch zweifelhaften Prozeß zu bewegen.

Wie der junge Mann fortging, schien ihm alles in der Welt ein anderes Aussehen zu haben. Hatten die Blätter und Blüten ihre Farbe verloren? Oder hatte er zu lange in die Sonne gesehen? Er wurde den Eindruck dieses Gesprächs und dieses Gesichtes nicht mehr los. Merkwürdig war es nur, daß ihm viel gleichgültiger als vorher bei dem Gedanken zu Mut war, daß die Stadtarmen die Töpferschen Zinsen verlören! Schien es ihm doch jetzt viel wichtiger und größer, daß er die Beziehung zu seiner neuen Bundesgenossin nicht verliere! Ob er sich auch Herzlosigkeit und Charakterschwäche vorwarf, er kam über den mächtigen Eindruck, den sie auf ihn gemacht, nicht hinweg.

Daher wagte er es nach einigen Tagen, an denen er noch unruhiger als sein Vater sich gefühlt hatte, Fräulein Hilda einen Brief zu schicken, worin die Bitte sich fand, ihm noch eine Aussprache zu gestatten, da er über die bewußte Angelegenheit gern ihr etwas Neues mitteilen wolle. Wirklich ging sie ahnungslos in die Falle und bestimmte ihm eine Nachmittagsstunde, wo Herr Töpfer schlief. So gab es denn wieder eine angeregte Unterhaltung und Möllenbruch verlor sein Herz ganz unwiderbringlich, während er mit dem anmutigen Mädchen ernsthaft beriet, was sie zur Rettung des Erbes für die Stadtarmen tun sollten.

Wie sie aber nach einiger Zeit wieder solch eine „rein sachliche“ Auseinandersetzung hatten, trat zu Beider Verlegenheit plötzlich Papa Töpfer ins Zimmer. Er machte große Augen über den jungen Herrn, den er bei seiner Tochter fand. Als derselbe aber an ihre Bekanntschaft vom ersten Abend im „Goldenen Löwen“ erinnerte und angab, er sei gekommen, um sich darnach zu erkundigen, wie die Erbschaftssache stünde, da er als städtischer Baumeister im Auftrag der Stadt nächstens einen Umbau der Armenhäuser auf dem Töpferschen Grundstück vorzunehmen hätte, wurde der Alte ganz gemütlich. Nach einigen Minuten schickte er die Tochter fort, sie solle Kaffee besorgen, und dann rückte er vertraulich heraus:

„Die Sache kommt nicht vom Fleck. Sprechen

Sie aber mit Hilda nichts davon!“ (Der Missetäter nickte ganz vergnügt!) „Ich habe alle die Dokumente an meinen bekannten Juristen nach Berlin geschickt, damit er mir die Auskunft geben soll, ob es sich verlohnt, so einen Prozeß anzufangen, oder ob ich mich mit der Stadt auf einen gütlichen Vergleich soll einlassen. Was denken Sie, was würde die Stadt mir dann wohl bieten?“

Die Idee eines Vergleiches war bei Möllenbruchs noch nie besprochen worden, daher war der junge Mann zu vorsichtig, um sich etwas zu vergeben..

„Herr Töpfer! Wenn Sie wirklich die Beweise in Händen haben, daß Sie der gesuchte Erbe sind, dann haben Sie der Stadt Vorschläge zu machen. Im entgegengesetzten Fall wird die Stadt auf keinen Pfennig zu sprechen sein. Es hätte ja dann auch keinen Sinn, wie Sie einsehen werden!“

„Das stimmt. Wir wollen abwarten, was der Berliner Schlaufuchs schreibt. Aber, Herr Möllenbruch, wie gesagt, zu Hilda kein Sterbenswörtchen!“

Da war sie schon mit dem Kaffeegeschirr und Möllenbruch fand sie bei der Ausübung der kleinen Hausfrauenpflichten lieblicher denn je. Er mußte in Gegenwart des alten Herrn an sich halten, um sich in Blick und Wort nicht zu verraten. Herr Töpfer aber hatte an dem munteren, jungen Mann, der auch zuzuhören verstand, seine helle Freude. Fehlte ihm doch hier noch der eigentliche Umgang. Als es herauskam, daß Möllenbruch auch Schach spielt, war sein Wirt Feuer und Flamme. Das sei das einzige Spiel, das einen vernünftigen Zweck habe! Ob sein Gast nicht mal abends herkommen wolle, um mit ihm Schach zu spielen? Er hätte es in Amerika gelernt und spiele nicht ohne Geschick.

Innerlich jauchzend sagte der Verliebte „ja“ und jetzt war das Eis gebrochen. Bald spielte er fast jeden Abend hier Schach und das ganze Städtchen sprach schon davon, daß er da draußen „Matt durch die Dame“ gesetzt sei.

(Schluß folgt.)

